Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 16

Artikel: Die Ausbreitung des Unlustprinzips
Autor: Heisch, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-605382

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter Heisch

Die Ausbreitung des Unlustprinzips

Über Neppotanien, der ruhmreichen Republik in den Bergen, die einst mit Wohlstand und Überfluss gesegnet war, breitete sich neuerdings eine eigenartige Atmosphäre der Niedergeschlagenheit aus. Ihre Bürger hatten zwar alles, was das Herz begehrte. Sie besassen schöne breite Karawanenstrassen, fünfundzwanzig kunterbunte Kaleidoskop-Flimmerglanz-Kontrastprogramme (KFK), vollelektronische Handorgeln in jedem Haus, zwei Sesselbahnen pro Einwohner und litten weder geistige noch materielle Not. Trotzdem wurden sie ihres Lebens nicht froh, liessen die Schultern hängen und blickten gedrückt zu Boden.

Vielleicht lag es daran, dass sie jahrhundertelang ein geradezu fanatisches Pflichtbewusstsein entwickelt hatten und in der Welt draussen als Muster an Zuverlässigkeit galten. Päpste, Kaiser und Usurpatoren wussten, dass man sich auf die Neppotanier unbedingt verlassen konnte, selbst wenn sie von einer Sache eigentlich nicht überzeugt waren. Treue war kein leeres Wort, Verträge wurden stets gewissenhaft eingehalten, ja für ihre Brotgeber liessen sich die Neppotanier sogar reihenweise in Stücke reissen.

Jetzt hatten sie plötzlich die Kreativität entdeckt und träumten allesamt von der Selbstverwirklichung. Doch vielfach erschöpfte sich die Freude am eigenständigen Schaffen im geduldigen Warten auf eine entsprechende Eingebung. Aus einer Laune heraus konnte es nun geschehen, dass sie unverhofft ihre gewohnte Tätigkeit unterbrachen, die Mundwinkel verzogen und achselzuckend erklärten, sie hätten keine Lust mehr. Sie zogen sich in ihre Privatsphäre zurück, kapselten sich ab, liessen zu Hause die Rolläden herunter und widmeten sich dem Bemalen von Lampenschirmen, der Zucht von Schneeläusen oder sie kultivierten in Gruppentherapien ihre traumatischen Erlebnisse bei der Begegnung mit einer welkenden Blume. Was kümmerten sie die Vorgänge in der Welt – sie hatten genug mit sich selbst zu tun.

Kein Berufsstand blieb von der rasch um sich greifenden Epidemie verschont. Ein geflügeltes Wort machte die Runde und war bald von jedermann als Entschuldigung zu hören. Es lautete: «Rim strüch», was soviel bedeutete wie «mir stinkt's», womit die Neppotanier ebenso knapp wie vielsagend zum Ausdruck bringen wollten, dass sie die Nase gestrichen voll hatten und sich daher einer angenehmeren Tätigkeit hingeben wollten. «Rim strüch» galt bald als Generalabsolution für aufkommende Unregelmässigkeiten. Spontane Arbeitsniederlegungen waren an der Tagesordnung.

Die Bäcker liessen das Brot im Ofen verkohlen, den Ziegelbrennern war es gleichgültig, ob sie den Maurern pünktlich den benötigten Baustoff abliefern konnten oder nicht, die Ärzte hielten mitten in einer schweren Operation inne, um über dem geöffneten Leib eines Patienten Karten zu spielen, und die Weichenwärter sahen lieber nach ihren Briefmarkensammlungen als auf die Signaltafeln. Wenn man auf den Behörden eine Auskunft erhalten wollte, bekam man statt dessen häufig zu hören «rim strüch», und Geschäftsinhaber schlossen nach Belieben vorübergehend ihre Pforten, an denen sie ein Schild mit der Aufschrift «rim strüch» befestigten. Kellner, Tuchweber, Krawattenflechter und Lastträger erklärten wie aus heiterem Himmel «rim strüch» und begannen auf der Gitarre zu klimpern. Beim Düngen und Bestellen ihrer Felder rümpften die Bauern die Nase, knurrten «rim strüch» und liessen alles stehen und liegen. Den Melkern wurde die Milch sauer und die Butter ranzig, wenn sie sich mit den Worten «rim strüch» in die nächste Beiz verzogen. Um etwas auszuspannen, hielten die Lokomotivführer unterwegs auf freier Strecke an und bedeuteten den Passagieren, auszusteigen, weil es ihnen stinke, weiterzufahren. Sogar die Totengräber fühlten sich zu Höherem berufen und lehnten es mit der Begründung «rim strüch» ab, jede x-beliebige Leiche zu bestatten.

Nach dem Motto «rim strüch» dachte keiner mehr weiter, als seine Nase reichte.

Und mit der Zeit stank es wirklich ganz entsetzlich in Neppotanien. Ein Pesthauch lag über dem einst blühenden Land, das von den Fremden deshalb gemieden wurde. Um sich vor der Geruchsbelästigung einigermassen zu schützen, waren die Eingeborenen gezwungen, Nasenklammern zu tragen. Doch die Fabrik, die diesen begehrten Artikel herstellte, kam mit den Lieferungen nicht nach, weil ihre Mitarbeiter immer wieder erklärten «rim strüch» und dadurch die Produktion erhebliche Verzögerungen erfuhr.

Hans Peter Gerhard

Wecker

Die Geschichte ist uralt: Ein Mädchen erblüht zur Jungfrau, während der Mann im Knaben geweckt wird. Es ist klar, dass dieser Vorgang beim Knaben durch den Wecker, beim Mädchen durch den Frühling ausgelöst wird.

Was geschieht, wenn der Wecker streikt? Ohne Stimmbruch und Bartwuchs bleibt der Mann auf der Strecke, vom Helden, wie er in Mädchenträumen lebt, ganz zu schweigen.

Ein Frühling kann nicht ausbleiben, selbst wenn er kalt und verregnet daherkommt.

Die Sache mit der Mädchenblüte verdanken wir den Dichtern. Sie verstanden nichts von Hormonen, also liessen sie ihrer Berufsader freien Lauf und kreierten edle Jungfrauen und tapfere Jünglinge.

Gegenwärtig sind solche Attribute wenig gefragt. Ideal ist heutzutage das Girl mit Rasse, während der erfolgreiche Boy clever zu sein hat. Das tönt nüchtern. Romantik ist passé. Also steht uns in absehbarer Zeit eine neue Gefühls- und Heldenwelle ins Haus. Bereiten wir das Terrain vor.

Der Knabe im Mann muss geweckt werden, sachte natürlich. Den karrieregeilen Pyramidenkletterern müssen die Werte ihrer Jugend in Erinnerung gerufen werden. Was waren das doch harmlose Abenteuer, als sie ihre Umgebung als Tom Sawyers und Huck Finns unsicher machten! Und was war es, was sie als junge Pfader versprachen? Es braucht schon Mut, sowas heute hervorzukramen. Nichts weniger als «Reinheit in Gedanken, Wort und Tat». Wie bringt man bestandene Männer auf den Geschmack ihrer Jugendträume? Das schaffen nur die Frauen. Sie wissen ihre Männer davor zu bewahren, blindlings ins Erfolgsverderben zu rasen. Weibliche Intuition vermag viel, sogar den Knaben im Manne zu wecken.